

Festvortrag bei der Eröffnungsveranstaltung zur Festwoche am 23.10.2010
anlässlich des 150. Geburtstages von Franziska Bram

„Franziska Bram – eine vergessene Vertreterin des Literarischen Realismus“

Dr. Eva de Voss, Germanistin

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

trotz beruflich vorgegebenem Kontakt zu Literatur aller Art kannte ich Franziska Bram bisher nicht, ich denke aber, dass eine Beschäftigung mit ihr lohnt.

Mit den folgenden Ausführungen möchte ich Ihre Neugier auf den von Gisela Leuer neu herausgegebenen Text der Novelle „Zelle der Gerechtigkeit“ wecken und Sie zu eigenen Leseerlebnissen ermuntern.

An den Anfang meiner Ausführungen stelle ich eine Skizze des Inhalts und einen kurzen Einblick in die Erzähltechnik der Autorin. Hierbei soll deutlich werden, dass ihr Schreibstil der des Literarischen Realismus ist, welcher neben Naturalismus, Expressionismus und Décadence die literarische Diskussion in den Caféhäusern und Salons von ganz Europa im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert bewegte. Dass Franziska Bram sehr belesen war und in ihrer Berliner Zeit sicherlich Kontakt zu den damals aktuellen literarischen Strömungen hatte, beweisen stilistische und motivische Details, wie im Folgenden zu zeigen sein wird.

Doch nun zum Inhalt der Erzählung:

Sibylle Wiggenbruck hat - wie im 19. Jahrhundert üblich – als sehr junges Mädchen einen sehr viel älteren Mann geheiratet, den Landgerichtsrat Richard Wiggenbruck. Die Ehe ist kinderlos und geprägt von einem kühlen, konventionell-höflichen Umgangston.

Nach mehreren Jahren in dieser faden Ehe verliebt sich Sibylle leidenschaftlich in den jungen Heinz Hellweg. Sie besucht ihn sogar heimlich in seiner Wohnung und ist kurz davor, sich ihm hinzugeben, als sie, angesichts einer Gewitterwolke in Form einer drohenden Hand, von moralischen Skrupeln und bösen Ahnungen gepackt, fluchtartig das Haus verlässt. (Gisela Leuer hat übrigens ein sehr schönes Exemplar einer solch dramatischen Wolke über Berndorf erwischt und zur Illustration des Einbandes gemacht.)

Wenige Tage nach ihrer überstürzten Flucht erfährt Sibylle durch eine schwatzhafte Nachbarin von Hellwegs Verhältnis mit einer Sängerin des Operettentheaters. Sie bricht daraufhin psychisch zusammen. Ein längerer Sanatoriumsaufenthalt wird nötig. Dort lernt sie die junge Witwe **Adeline Bürgers** kennen, die sich dort nach dem Tod ihres Mannes erholt. Adeline ist in Altstadt zu Hause, wohin auch Sibylle nach ihrer Kur ziehen wird, denn ihr Mann amtiert dort künftig als Landgerichtsdirektor.

Das Ehepaar Wiggenbruck lebt dort in der „Zelle der Gerechtigkeit“, der altertümlichen Villa des verstorbenen Oberprokurators Carus. Von diesem wird in der Bevölkerung gemunkelt, er erscheine bisweilen bei komplizierten Prozessen als Gespenst, um der Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen. Der volkstümliche Aberglaube und ihre Schuldgefühle lassen es nicht zu, dass Sibylle sich in der neuen Behausung heimisch fühlt, sie ist matt und apathisch, kaum zu einer Aktivität in der Lage, obwohl sie sich mit Adeline angefreundet hat.

Die Monotonie von Sibylles Leben wird jedoch eines Tages unversehens durchbrochen und die Erzählung nimmt nun eine dramatische Wendung: Adeline überredet sie zu einem Spaziergang, der unversehens zum Kirchhof führt. Dort lebt der alte Totengräber Fachinger, der in vierter Ehe eine junge Frau genommen hat. Die beiden Spaziergängerinnen sehen diese zusammen mit einem Gehilfen ein Grab ausheben, während der alte Ehemann im Hause vor Schmerzen wimmernd nach seiner Frau ruft.

Wenige Tage später ist der alte Fachinger tot, verstorben an Rattengift. Seine Frau wird unter Mordverdacht verhaftet, der junge Gehilfe als Mitwisser und Komplize.

Sibylle sieht in ihren unablässigen Alpträumen nun immer wieder den Geist des Oberprokurators Carus. Geheimnisvoll sieht sie sich und ihre Schuld als „Beinahe-Ehebrecherin“ mit der Angeklagten verknüpft. Obwohl als Zeugin in dem Prozess vorgeladen, weigert sie sich, eine Aussage zu machen. Es kommt daraufhin zu einer furchterlichen Auseinandersetzung mit ihrem Mann, sie schreit ihm ihren lange aufgestauten Hass ins Gesicht und erleidet einen Nervenzusammenbruch. Der Ehemann jedoch bereitet sich – ohne ersichtliche emotionale Verstörung - auf den Prozess gegen die Witwe des Totengräbers vor, bei dem er den Vorsitz führen wird.

In Sibylle setzt sich daraufhin der Gedanke fest, dem Prozess beizuwohnen, obwohl ihr angegriffener Gesundheitszustand dies eigentlich nicht zulässt und sie vertraut sich Adeline an: Sie können von einem Speicherraum den Prozess verfolgen ohne selbst gesehen zu werden. Im Verlauf des Prozessgeschehens nimmt die Witwe alle Schuld an dem Gifttod des Alten auf sich und stellt sich damit schützend vor den jungen Gehilfen. Sie lässt durch ihre Äußerungen erkennen, dass sie ihn liebt und mit ihm ein neues Leben beginnen wollte. Der junge Mann verhöhnt sie jedoch. Er macht sich lustig über ihre plumpe Hässlichkeit und lässt erkennen, dass er sie nicht nur nicht liebt, sondern zutiefst verachtet. Die Witwe bricht angesichts dieser Enthüllungen psychisch zusammen und sieht in der über sie verhängten Todesstrafe geradezu eine Erlösung.

Sibylle ist derart erschüttert von dem Prozessgeschehen, dass sie nach dem Geständnis der Witwe im Speicherraum ohnmächtig wird.

Am nächsten Tag wird das Urteil verkündet, der Gehilfe wird freigesprochen. Der Landgerichtsdirektor unternimmt auf Anraten der Ärzte nun eine längere

Reise mit seiner Frau. Unmittelbar nach ihrer Rückkehr wird das Todesurteil an der Totengräberin vollstreckt, Sibylles Geist verwirrt sich und sie muss nun endgültig in das Sanatorium eingewiesen werden. Dort hält man sie jetzt für unheilbar und prophezeit ihren baldigen Tod.

Der Landgerichtsdirektor Wiggenbruck aber steigt weiter die Karriereleiter hinauf, er wird nach Berlin versetzt.



Wie aus dieser Zusammenfassung deutlich wird, tragen drei Frauen die Erzählung, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten, auf diese werfen wir nun zunächst unseren Blick.

Die Heldin der Erzählung, Sibylle Wiggenbruck, ist allenfalls im Sinne des literaturwissenschaftlichen Terminus eine „Heldin“, in umgangssprachlicher Hinsicht ist sie das genaue Gegenteil. Sie ist dem Leben in keiner Weise gewachsen, körperliche Zartheit und ihre psychische Hinfälligkeit lassen sie als eine „femme fragile“ erscheinen, ein literarischer Typus, der um die Jahrhundertwende in Werken der *Décadence* häufig auftritt. Wiederholt wird sie mit einer Pflanze verglichen, ihre Kraftlosigkeit und ihre rein weiße, also farblose Kleidung werden hervorgehoben. Weiß ist darüber hinaus auch die Farbe der Unschuld und Reinheit – ein Verweis darauf, dass Sibylles zersetzende Grübeleien über ihre Schuld in den Augen der Erzählerin jeder Grundlage entbehren, denn, wie bereits in der Zusammenfassung erwähnt, zum Ehebruch kommt es nicht, allenfalls zu „sündigen“ Wünschen ihrerseits, die allerdings sehr klar gekoppelt sind an eine vage Sehnsucht nach Freiheit und Selbstentfaltung, die an der Seite ihres Gatten aber völlig unmöglich ist.

Ihre genaue Antipodin ist die Frau des Totengräbers Fachinger, die ohne Namen auskommen muss, dafür aber in ihrer elementaren Kraft mythologisch überhöht

wird. Sie tritt in die Erzählung ein, als Sibylle und Aline auf ihrem Spaziergang am Friedhof angelangt sind, wo sie ein Grab aushebt:

„Diese Frau hatte ein grobes dunkles Gesicht, gerötet von der Arbeit. Alles an ihr schien kraftvoller Körper. Wie sich die starken Arme langsam und dabei mächtig bewegten, wie sie sich mit der Fläche ihres breiten Armes den Schweiß von der Stirn wischte, wie sie sich bückte und wieder aufrichtete, war sie wie die Gää, - die Erde - selber, stark, eine ganze Welt zu schaffen“ (31)

Sie liebt bedingungslos, handelt skrupellos und geht in den Tod, den sie als Strafe für den Gattenmord, aber auch als Erlösung von der unerwiderten Liebe zu dem jungen Gehilfen akzeptiert.

Sibylle dagegen ist zum Ehebruch aus moralischen Skrupeln nicht fähig, und auch nicht zum Mord an ihrem mehr und mehr verhassten Mann, der „wie eine Maschine, die niemals aus dem Geleise kommt“ (5) neben ihr lebt. Dennoch fühlt sie sich schuldig und büßt letztendlich auch mit dem Tod – allerdings nach Siechtum und geistiger Umnachtung. So unterschiedlich die beiden Frauen auch sein mögen – gemeinsam ist ihnen das Schicksal der verschmähten Geliebten und der Tod.

Das eigentliche Zentrum der Erzählung ist in meinen Augen jedoch neben den beiden kontrastiv gezeichneten Frauengestalten Aline Bürgers mit ihrer intelligenten, lebenspraktischen und natürlichen Art. Bei ihrem ersten Auftreten im Text heißt es :

„... sie war auch nichts weniger als hübsch, obgleich sie kaum mehr als dreißig Jahre zählen mochte. Ihr rötlich braunes Haar schien gerade nach der äußersten Bequemlichkeit aufgesteckt, etwas ruppig und struppig. Über eine kurze kecke Nase zog sich ein Sattel von Sommersprossen. Der Mund war groß, aber rot und in ihm blitzte ein überraschend schönes Gebiss der gesundensten und tadellos weißen Zähne. Lippen, wie geschaffen zum Lachen und Spotten.“ (17)

Angesichts des einzigen erhaltenen Fotos von Franziska Bram, das Ihnen

vorliegt, möchte man versucht sein, hier Anklänge an ein Selbstporträt der Autorin zu suchen, dies allerdings wird vom Text selbst nicht gedeckt, bleibt also im Bereich der Spekulation. Tatsache aber ist, dass die Erzählerin dieser Figur besondere Sympathie entgegenbringt und sie zu einem Motor der Handlung macht.

Alines erste Dialogpassage im Sanatorium zeigt bereits ihre Spottlust, zugleich aber auch Bildung und die Lust, mit Wörtern ironisch zu spielen. Auf diese Weise grenzt sie sich ab von den gelangweilten eingebildeten Kranken, die nur ihre Toiletten und den Flirt mit dem Assistenzarzt im Kopf haben: „Welch' illustre Versammlung weißer Gewänder“, sagte sie. „Aber, Kinder, ich muss euch enttäuschen. Er, der Herrlichste von allen, hat Nachmittagsurlaub und sich natürlich in das kleine Babel unten im Dorf gestürzt.“ (17) Womit sie in einem Atemzug Chamisso's „Frauen-Liebe und –Leben“ und die Bibel zitiert. Hier zeigt sich übrigens – wie an anderen Stellen des Textes auch - eine typisches Merkmal realistischen Schreibens: Figuren charakterisieren sich in der Art, wie sie sprechen, selbst und übernehmen so partiell die Aufgabe des auktorialen Erzählers, der wertend und kommentierend sozusagen „von außen“ die Figur umreißen könnte, diese Aufgabe aber hier in Form einer so genannten „szenischen Darstellung“ an die Figur selbst delegiert.

Adeline Bürgers ist gewissermaßen der Stab, an dem sich die schwache Pflanze Sibylla versucht, emporzuranken, ihr erster Gedanke, nachdem sie wieder einmal aus einem ihrer schuldbeladenen Alpträume aufwacht, ist: „Ich will zu Adeline gehen“ (40). In deren Wohnung angekommen sinkt sie erschöpft in einen Sessel und sagt: „Hier ist gut sein, von hier will ich nicht mehr fort [...] Hier will ich von jetzt an leben und sterben.“ Worauf Aline lachend sagt: „Hier zu leben sind Sie freundlichst eingeladen [...] Aber das Sterben möchte ich mir doch verboten haben.“

Adeline ist jedoch nicht nur spöttisch und lebensfroh. Sie ist es auch, die durch unablässiges Nachdenken über die psychische Verfassung der Freundin zu dem

Schluss kommt, dass irgendeine uneingestandene Schuld deren Seele verdüstert, die durch das Wohnen in der „Zelle der Gerechtigkeit“ immer und immer wieder aufgestört wird. Sie erkennt, dass die Teilnahme an der Gerichtsverhandlung bei Sibylle seelische Prozesse in Gang gesetzt hat, die sie vernichten könnten, wenn nicht gegengesteuert wird. Ein Brief an Sibylles Ehemann ist in beschwörendem Ton gehalten, in der Schlusspassage finden sich die Worte: “Nun aber lassen Sie Sibylle nicht einen Augenblick an jenen Ort, am wenigsten ganz allein. Damit wir nicht erleben, dass das Schicksal [...] auch die Zelle der Gerechtigkeit mit seinem schweren Flügelschlage streift.“ (49) Hier findet sich nichts mehr von Spott und Ironie, sondern Sensibilität und menschliche Anteilnahme, die aber – wie der Inhalt der Novelle zeigte – die Katastrophe nicht abwenden kann.



Neben der Selbstcharakteristik von Figuren im Dialog ist ein weiteres Merkmal realistischen Schreibens – wie nicht anders zu erwarten – die detaillierte Beschreibung. Als Beispiel diene hier die Beschreibung der „Zelle der Gerechtigkeit“ im Zusammenhang mit der Ankunft von Sibylle in ihrem neuen Heim. Beachten Sie bitte die vielen Wörter, die Örtlichkeit, Farben und Materialien skizzieren und es dem Leser so ermöglichen, sich in seiner Phantasie die Kulisse der Handlung selbst zu erschaffen:

„Ein großer heller Vorplatz mit vielen weißen Türen wurde sichtbar, der sich in Zimmerbreite fast durch die Vorderseite des halben Hauses hinzog. Alte dunkel gerahmte Bilder hingen an den Wänden, eine große eichene Standuhr zeigte sich dazwischen. Ganz an der rechten Seite vertiefte sich der Vorraum durch die Breite des Hauses zum Treppenhaus.“(24)

Dies ist ein objektiver Blick auf örtliche Gegebenheiten wie etwa der geradezu kameraartige Blick des Erzählers auf das Anwesen der Familie von Briest, mit dem der große Realist Fontane seinen berühmten Roman „Effi Briest“ eröffnet. Dass Franziska Bram Werke dieser Art kannte, darf vorausgesetzt werden, vielleicht hat sie während ihrer Jahre in Berlin auch aufmerksam die Fortsetzungen der so genannten „Berliner Romane“ Fontanes in der „Vossischen Zeitung“ verfolgt.

Bram belässt es aber nicht bei dem Kamerablick. Sie lässt uns Teile des Hauses mit Sibylles Augen sehen und schon ist es vorbei mit der Objektivität – die Autorin wechselt unvermittelt von der neutralen in die personale Perspektive, die sie in der so genannten „erlebten Rede“ gestaltet.

Die fragliche Passage beginnt zunächst neutral, als Architekturbeschreibung:

„Der Mittelteil, in dem sich auch die Haustür befand, sprang in der Breite dreier Fenster durch beide Stockwerke etwas vor, von Pfeilern flankiert, oben von einem flachen griechischen Giebel gekrönt.“ (24)

Jetzt aber „kippt“ die Perspektive“:

„Und aus diesem Giebel sah ein kleines rundes Fenster wie ein Auge herunter auf die zitternde Frau.

Dieses Fensterauge da oben! War es nicht eine Verkörperung des wunderlichen Mannes, der einst dieses weiße Haus gebaut und der jetzt noch in den Legenden der Stadt umging? Ein waches, wissendes Auge, das sah, was andere Blicke nicht wahrnahmen? Das Auge des scharfen Menschenkenners und Oberprokurators Carus? Sibylle Wiggenbruck schüttelte sich. „Torheit!“

Aber das Auge oben wurde jetzt ganz hell und lachte höhnisch: „Gib dir keine Mühe, Sibylle Wiggenbruck! Ich kenne dich ganz genau und weiß, was keiner von dir weiß. Und ich gehöre zur Zelle der Gerechtigkeit. Ich warte schon lange auf dich.“(24)

Die Spukgestalt - ein märchenhaftes, der Romantik entlehntes Motiv - wird hier nicht zwecks atmosphärischem Lokalkolorit eingesetzt, nein, sie ist Chiffre für destruktive Energien des Unbewussten. Sibylle schafft sich das Gespinnst ihrer Schuldgefühle und Wahnvorstellungen selber, sie selbst ist es, die sich letztendlich vernichtet. Durch diesen neuartigen Akzent, den Bram einem literarischen Motiv der Romantik verleiht, zeigt sie sich auf der Höhe der zeitgenössischen literarischen Diskussion und somit als für die Zeit der Jahrhundertwende „moderne“ Autorin.

Die Erzählung gipfelt in der minutiös geschilderten Gerichtsverhandlung gegen die Totengräberin und ihren Gehilfen, hier gewinnt der Text seine größte Eindringlichkeit. Deutlich wird, dass Franziska Bram als Tochter eines Juristen bestens mit den Abläufen eines Prozesses vertraut war. Auch hier wird die personale Perspektive angewandt, für Sibylle vermischen sich juristische Fakten, Halluzinationen und widerstreitende Gefühle der angeklagten Gattenmörderin gegenüber. Aber hier nichts über diese eindringliche Passage :

Lesen Sie selbst!